

Erzgebirgische Heimatblätter



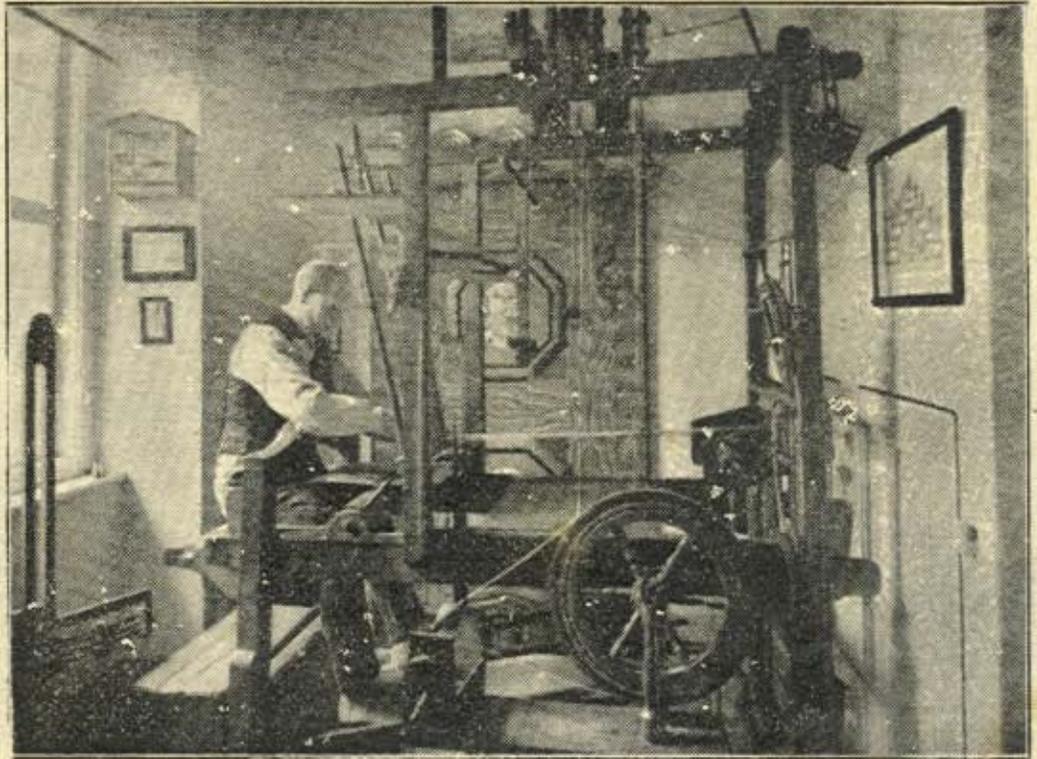
Nr. 7. — Sonntag, den 11. Februar 1934.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

Um bunten Rock die Schnüre

Schnuren und Posamenten; wir sehen auf den ersten Blick, das ist etwas aus unserem Erzgebirge. Die „Dresdner Nachrichten“ brachten kürzlich diesen Artikel aus der Feder von Frau Grete Klughardt, Dresden. Die Verfasserin spricht mit ihrem Artikel uns Erzgebirglern so recht aus dem Herzen. Deshalb haben wir den Abdruck der nachfolgenden Zeilen auch für unsere Heimatblätter erworben.

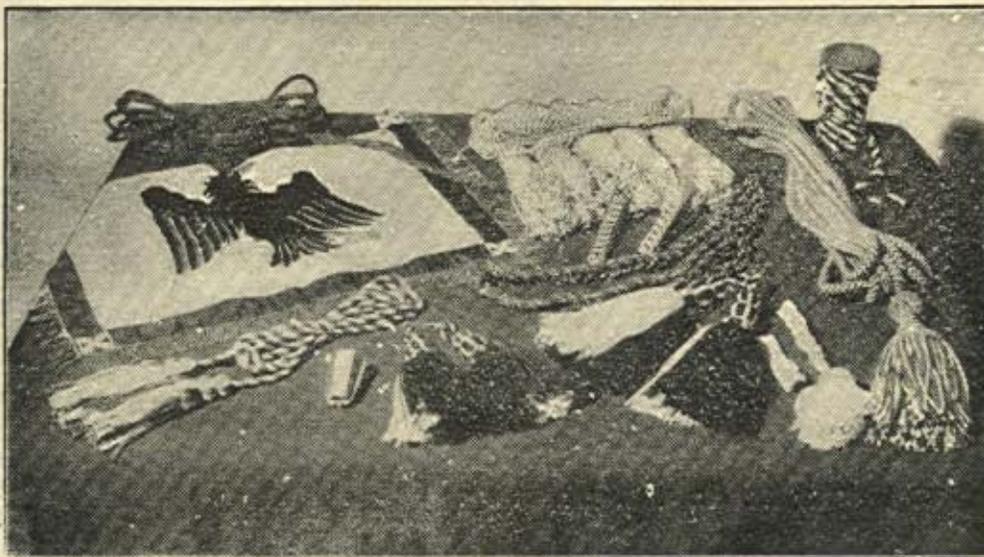
„Es ist ein merkwürdig Ding um die kleinen Freuden des menschlichen Lebens. Sie gehören nicht unbedingt dazu, aber läßt man sie fort, sieht das Ganze kahl und nüchtern aus, manchmal gar gleich lieblos. Gerade so geht's mit — den Posamenten, wir möchten sie nicht missen. Sehen wir uns doch nur den Lampenschirm da vor uns an. Wie würde er sich unvollständig ausnehmen, fehlte ihm das bunte Schnürchen als Abschluß! Wie käme uns wohl die Store am Fenster vor, trennten wir die schöne Franse ab? So ist's auch mit dem Sofakissen, das eine dicke Troddel lustig über die Lehne baumeln läßt. Jedes einzelne Mitglied der Familie erkundigte sich wohl nach dem Verbleib dieser unwichtigen, höchstwicht-



Um Posamentierstuhl

(Phot.: Landesbildstelle.)

Erzgebirgsstube im Erzgebirgs-Museum zu Annaberg.



Posamenten im neuen Deutschland.

(Phot.: Koch.)

Links oben eine Trompeterschnur, darunter ein Fansarentuch mit Metallfransen, rechts daneben SA-Posamentenschnur, darauf SA-Achselstücke; weiter unten Fahnen- und Koppelquasten.

tigen Troddel, wenn sie plötzlich nicht mehr da wäre. Und so geht's weiter mit den Zierknöpfen an der Bluse und der Kordel am Jägerhut. Und mit den Schnüren um die Achselstücke der Uniformen, den verschiedenen Rigen, Borten und Tressen zur Gliederung unserer SS., SA. usw.

Doch nein, eben diese Posamenten kann man nicht in einem Atem mit den anderen nennen. Nicht nur, daß sie regelrechte Aufgaben zu erfüllen haben, vielmehr, weil ohne sie wohl bald kein Schornstein mehr geraucht haben würde in Annaberg und Umgebung. Die laufenden Aufträge für die Ausstattung unserer braunen Bataillone brachten eine seltene Ankurbelung. Ein kleiner Ausschnitt aus dem großen Bild des Umschwungs und Aufschwungs im nationalsozialistischen Staat.

Was haben die Fabriken in den verflochtenen Jahren nicht alles versucht, um

sich über Wasser zu halten und nicht von der Sintflut der marxistischen Mißwirtschaft hinweggespült zu werden. Wenn man so ein Musterbuch nur für Franken oder Borten durchblättert, möchte man meinen, daß damit aber auch alles dagewesen sein müsse, daß nun kein Mensch mehr auf einen anderen, neuen, noch wirkungsvolleren Gedanken kommen könne. Dann wird ein zweiter Band vorgelegt, und wieder bringt er ganz andere Wirkungen hervor. Beim dritten Buch gibt man das Staunen auf und greift wählerisch zum vierten. Unter matt und glänzend, dick und dünn, in allen Breiten, in allen Farben, selbst das Abbild des Regenbogens kann man wählen.

Viele der Muster sind nie über die Fabrikräume hinausgekommen. Im Lande fehlte die Kaufkraft, und die Ausfuhr ging von Jahr zu Jahr zurück, teils infolge der erschütterten Währungsverhältnisse und der Erhöhung der Zölle bei den meisten Ländern, teils durch Devisenausfuhrbestimmungen, Kontingentierung usw. Früher waren England, Australien und Afrika ständige Abnehmer von Annaberger Posamenten, schließlich blieben alle Austräge aus. Das ist auch so ein beschämendes Kapitel von fehlender Initiative und unglaublicher Kurzsichtigkeit der damals verantwortlichen deutschen Aemter.

Als in den Jahren 1926/28 der Pleitegeier durch die Rheinlande flog, waren auch in Barmen Posamentenfabriken in Konkurs geraten. Die Maschinen kamen unter den Hammer, standen weiter zum Verkauf. Wer hatte im armen deutschen Vaterlande Verwendung und Kapital dafür? Aber in England hatte man alles, was uns fehlte, kein deutsches Gesetz verhinderte die Ausfuhr der Maschinen, die eine Serie bisher sorgsam gehüteter Fabrikationsmethoden preisgaben; die englische Regierung legte wohlweislich wenig Zoll auf diese Einfuhr. So konnte uns das Ausland in aller Ruhe und Gründlichkeit, und spottbillig dazu, unsere hochentwickelte Technik abgucken. Der kluge Japaner stand auch nicht hintenan und setzte sich hier, wie in so vielen anderen Fabrikationszweigen, auf dem Weltmarkt fest. Eine holländische Gesellschaft übrigens blieb ihrem Annaberger Lieferanten unentwegt treu mit einem seit Jahren gleichen Auftrag, einer in Form und Farbe merkwürdigen Borte, der sogenannten Eierlitz. Dottergelb ist sie und eirund ausgezackt. Sie soll irgendein Abzeichen darstellen, wahrscheinlich begeistert sie die kindlichen Gemüter irgendeiner sagenhaften erotischen Kolonie. (Fortsetzung folgt.)

Basflervolk im Fichtenland

Ein Abend im Kreise erzgebirgischer Schnitzer in der „Huh'nstub“ zu Bärenstein.

Ich hatte mich selbst eingeladen bei den Mitgliedern des im Jahre 1919 gegründeten Schnitz- und Krippenvereins Bärenstein, wollte einen Abend unter jenem kleinen, strammen Heimatsvolk verleben, welches aus reinem Idealismus heraus die alte, eingeseffene Kunst erzgebirgischer Schnitzerei treibt und pflegt. Im Kirchengemeindehaus hat der Verein eine Huh'nstube eingerichtet und die Bastler treffen sich dort einmal in der Woche, um gemeinsam ihrer Schnitzfreude nachzugehen. Es ist eine uralte Sitte in der schönen Erzgebirgsheimat, die sich besonders während der Wintermonate in diesem traulichen Stübchen austut, die alte Bräuche der Altvorderen ausleben läßt und alle Reize einer versunkenen Zeit entfaltet. Die Herzen schlichter Männer aus dem Fichtenland quellen dort über von Liebe und Treue zur angestammten Scholle und die gemüthlichen Stunden, die ich als gerngesehener Gast unter diesen braven Menschen verbringen durfte, werden mir immer und ewig eine schöne Erinnerung bleiben. Zusammengefaßt kann ich die wundervollen Eindrücke, die ich aus diesem Reich erzgebirgisch-heimatlicher Volkskunst mit nach Hause nahm, wohl am besten mit den Worten treffen:

„Hier haben sich die Besten der Berg- und Grenzbewohner, die Besten aus dem gesunden Stamm der Obererzgebirgler zusammengefunden und vereint, hier waltet als unge-

fälschte Ueberlieferung aus guter alter Zeit noch ungebrochen der Geist der Väter und triumphiert über Technik und moderne Kunst“.

Die Einrichtung der „Huh'nstub“ kennzeichnet drastisch ihren Zweck. Ueber der Türe hängt künstlerisch ausgeführt das Wahrzeichen der Berggemeinde: „Ein Bär auf einem Stein“. Es ist ein Meisterstück der Schnitzkunst. Holzsimse an den Längsseiten des Zimmers tragen zur Versinnbildlichung einer „Erzgebirgischen Weihnacht“ geschnitzte Engel, Zwerge, Bergmänner, dann aber auch Menschenfiguren aus dem werktätigen Leben, täuschend nachgeahmte Fachwerkbauten der engeren Heimat und vieles andere. Bilder an den Wänden sprechen von den Schönheiten der Bergheimat. Von der Decke herab hängen kleine und große geschnitzte Leuchter. Und das alles mutet so heimelig an, erzählt aus entschwundenen Tagen, verbreitet wahren Heimatszauber. Ein einfaches Holzkreuz ragt über alles Zierende hinaus und kündet davon, daß es die Bastler auch mit Gott halten. Mit diesem Kreuz sind sie eingezogen in ihr neues und schmales Heim.

Eine wollige, dicke Toppe um den Körper geknüpft, große, warme „Botschen“ (Filschuhe) an den Füßen, die Wintermütze über die Ohren gezogen und den mit Schnitzwerkzeug gefüllten Rucksack auf dem Buckel, so betreten die Schnitzkünstler die einladende Stube und mit freudestrahlenden Gesichtern rufen sie sich gegenseitig die heimatlichen und deutschen Grußworte:

„Guten Ohnd!“, „Glückauf!“, „Heil Hitler“ und „Grüß Gott!“ zu. Lustig prasselt in einem kleinen Ofen das Feuer, wohlige Wärme erfüllt den Raum und hebt die Stimmung. Erst machen es sich die Bastler gemütlich, d. h. sie legen die in der warmen Stube überflüssigen Kleider ab, binden dafür aber einen blauen Schurz um. Dann wird das Werkzeug ausgebreitet. Ein haarscharfer Schnitzer, der Geisfuß, alle Größen Holzraspeln, Drehbohrer, Hobeln, der Fuchsschwanz, eine Säge, Winkel und Maß. Zur allgemeinen Benutzung ist auch eine Schnitzbank verfügbar. Der Leimtopf, dessen Inhalt erstarrt ist, wird auf den Ofen gesetzt, damit er flüssig und gebrauchsfertig werde. Nun kommt erst die Hauptsache, die Tabakspfeife, ohne die ein echter Erzgebirgler nun einmal nicht sein kann, überhaupt ganz undenkbar ist. Wenn das liebe Pfeifchen nicht brennt, wenn durch die kleinen runden Luftlöcher des Kopfbecklages nicht der blaue Rauch zur Nase zieht, wenn nicht das leise Knistern des glimmenden Krautes zu den Ohren dringt, dann geht auch die Arbeit nicht. Wie in allem herrscht auch in dieser Beziehung unter den Bastlern volle Einmütigkeit und alles was mit dem „Pfeifenrauchen“ zusammenhängt, ist Ehrensache und wird familiär behandelt. Sie haben es gar gut verstanden, die Bärensteiner Bastler, ihre Kunst der eigenen Behaglichkeit, zu der eben in erster Linie das qualmende Pfeifchen gehört, nützlich zu machen. Da wurde von ihnen ein Holzacker geschnitzt, ein typischer Erzgebirgler, vor dem ein Hackstock mit eingeschlagener Hacke steht. Dieser Stock ist ausgehöhlt, mit einem Deckel versehen und findet als Universal-Tabaksdose Verwendung. Es ist eine köstliche Tabakmischung, die von gesteuertem Geld angeschafft wird und von der alle ihre Pfeifen stopfen. Zigarrenstücken, die auf den Schnitzstischen aufgestellt sind, dienen als Aschenbecher.

Nun sind alle Vorbereitungen getroffen, die Arbeit beginnt. Auf Bänken mit Lehnen sitzen die Bastler um den Schnitztafel herum. Da wird fleißig geschnitzt, gemessen und abgezirkelt, gehobelt und gefeilt, poliert, gefügt, geleimt, angestrichen, gehämmert und gepaspelt. Der alte Meister, der die Anregung zur Gründung des Vereins gab und keinen Schnitzabend versäumt, wacht über die 44 Pfleglinge, gibt bei heißen Fragen Aufschluß und Ratschläge. Ein Sechzigjähriger, den Bleistift hinter dem Ohr und die Brille vor den Augen, bearbeitet emsig ein Stück Lindenholz. Ein Waldarbeiter soll daraus entstehen. Unter der Schärfe des Messers fliegen die Späne und — blutet ein Finger. Die Wunde wird verbunden und weiter geht die Arbeit. Sein Nachbar ist munter dabei, einem Hirsch naturgebundene Form zu geben. Das Werk ist schon weit gediehen und zeugt bereits von Kunstempfinden. Ein Knabe, noch nicht der Schule entwachsen, hat sich die Anfangsaufgabe gestellt, ein

Schäffeln zu schnitzen. Man sieht, daß Talent in ihm schlummert, sein Versuch zeigt aber auch, daß die Meister nicht vom Himmel herunter fallen. Mehrere Bastler sind damit beschäftigt, das Dach eines alten Bauernhauses mit Stroh zu decken. Entkörnte Kornähren werden mit der Schere zurecht geschnitten und aufgelegt. Das ist interessant.

Allgemein betrachtet ist ein solcher „Huz'nohnd“ ein wertvoller Ideenaustausch unter Bastlern, der die Schnitzkunst ganz beträchtlich fördert, die Mitglieder zu einer treuen Gemeinschaft verbindet und zu neuem Schaffen aneifert. Für Nachwuchs sorgt der Verein insofern, als er junge Leute, ja selbst Schulkinder heranzieht, um sie im Basteln auszubilden und in ihnen die Liebe zu dieser alten und schönen Volkskunst zu wecken.

Ganz selbstverständlich ist es, daß an solchen Abenden auch die echte erzgebirgische Gemütlichkeit zu ihrem Recht kommt und in einer heute nur noch selten wahrzunehmenden Urwüchsigkeit auflebt. Ja! Da geht es überaus lustig und fröhlich zu und fast immer finden sich auch „Huzenleut“ ein, die keinen Spaß verderben. Da ist z. B. einer, der angibt, nur deshalb huzen zu kommen, weil er zu Hause nicht schlafen kann. Nun, in der „Huz'nstüb“ schnarcht er von 8 bis 11 Uhr und noch länger wie ein Sägewerk und muß in der Regel erst geweckt werden, wenn die Bastler aufbrechen. Ein Bastler hatte einen schönen Engel vollendet und zeigte darüber große Freude. Die kurze Zeit, die er einmal nicht in der Stube sein konnte, genügte einigen „Huz'nackischen“ vollkommen, das kleine Meisterwerk mit Ruß zu beschmieren. Der so Gefoppte ließ kein kleines Donnerwetter los, mußte es sich aber sonst gefallen lassen, daß er auch noch gründlich ausgelacht wurde. Solche Späße und noch viel derbere werden natürlich nie trumm genommen, so wie unter den Mitgliedern Streit und Zank überhaupt fremde Begriffe sind. Ganz große Freude hat es mir bereitet, als der Meister gegen 10 Uhr aufforderte, die Liederbücher aufzuschlagen. Nanu, dachte ich, auch Gesang wird hier gepflegt. Und ich hörte Lieder vom „Tolerhanston!“ (Anton Günther-Gottesgab). „De Ufnbant“, „Dß de Barch, do is halt lustich“, „Rei Vaterhaus“ und anderes. Kann sich die Liebe zur Erzgebirgsheimat noch irgendwo besser offenbaren? Witze werden auch erzählt, knallige aber gesunde, und jeder weiß immer neue aufzutischen. Sie werden eben für den „Huz'nohnd“ eigens gesammelt. Da wird immer herzlich gelacht. Wenn die erste Stunde naht, ist die „Huz'nstüb“ derart mit Tabakquasm gefüllt, daß man diesen mit dem Messer durchschneiden könnte. Kaum kann man die Menschen noch erkennen, also ähnlich wie „Londoner Rebel“. Dieses Dunstmeer ist mit den Rauchschwaden der Weisraucherzen vermischt, die an jedem Huz'nohnd in großer Zahl abgebrannt werden. Nimmt man noch den lieblichen Duft des auf dem Ofen kochenden Leimes hinzu, dann kann sich wohl jeder selbst vorstellen, wie köstlich das Aroma ist, welches hier den Nasen und Lungen in verschwenderischer Fülle geboten wird. In diesem „Huzenstuben-Stadium“ fühlen sich die Bastler am wohlsten. Das größte Gaudium gibt es, wenn Röhrkuchen gebaden werden, was natürlich die Bastler selbst besorgen. Dazu wird ein guter Kaffee gekocht. Im Munde laufen alle Gewässer zusammen, wenn die Nase den Rauchduft wittert. Marschieren dann endlich die rauchenden Kaffeetöpfe auf den Schnitzischen auf und werden die Röhrkuchen verteilt, dann hat der „Huz'nohnd“ den Höhepunkt erreicht. Oft zählt auch der Ortspfarrer, der sich hier oben schon recht heimisch fühlt, zu den Huzenleuten. Trifft er es gerade, daß es ein solches Festmahl gibt, dann greift er wacker mit zu und geniert sich nicht, einen dick mit Syrup beschmierten Röhrkuchen mit Appetit zu verzehren. Das ist wahres Volkstum, welches sich im Obererzgebirge eben auch zwischen Pfarrer und Bastler herausgebildet hat.

Oft ziehen sich im Eifer diese Huzenabende bis über Mitternacht hinaus, wenn schließlich aber doch die vorgerückte Zeit daran ermahnt, die schönen Stunden abzubringen, dann geschieht dies immer in dem festen Bewußtsein, daß der lieben und ewig schönen Erzgebirgsheimat, ihren Sitten und Bräuchen wieder ein großer Dienst erwiesen wurde.

F r a n z S c h m i d l.

Jakob Voggtreuter

Roman aus den bairischen Bergen
von Hans Ernst.

(27. Fortsetzung.)

Unaufhörlich klatschte noch immer der Regen auf das Schindeldach der Voggtreuterhütte. Und je weiter es in den Abend hineinging, desto schwerer fielen die Tropfen.

„Mit Schäffeln schütten s' aber“, pflegt man in den Bergen zu sagen.

Immer wieder trat Jackl unter die Türe, um zu sehen, ob es nicht doch möglich wäre, zum Voggtreuterhof zu kommen, bis er sich schließlich doch zum Bleiben entschloß. Der alten Resl tat er damit einen großen Gefallen, denn ihr fürchtames Gemüt wollte sich immer noch nicht beruhigen.

„Es muß eppa g'storb'n sein“, sagte sie immer wieder. „Wie dei Rutter g'storb'n is, Gott hab sie selig — da is a Trumm von der Zimmerdeck'n runterg'fall'n. Wie mir dann nach a Beil nachg'schaut hab'n in der Kammer, is sie bleich und starr in den Riß'n g'leg'n.“

Jackl tat einen tiefen Atemzug.

„Rei Rutter!“ flüsterte er leise. „Erzähl' mir was von der Rutter!“

Und sie erzählte ihm, bis es in seinen Augen heiß zu brennen begann. Stumm drückte er die Hände des alten Weibleins, diese abgearbeiteten, runzeligen Hände, die seiner Mutter die Augen zugeedrückt hatten.

Es war dunkel geworden in der Sennhütte. Als Resl eben die alte Hängelampe anzünden wollte, erklangen vor der Hütte schwere Männer Schritte. Die Tür wurde ausgerissen, zwei Gestalten, in triefenden Kleidern, große Kiepen auf den Rücken, traten in die Stube.

Es waren zwei Sennen, die den Almertrag der Woche ins Tal gebracht hatten und nun ihre starren Glieder etwas erwärmen wollten.

Jackl kannte keinen, stand aber auf von der Ofenbank, um die beiden Platz nehmen zu lassen. Er war an das Fenster getreten und starrte hinaus in die regenschwere Nacht.

Die beiden Sennen hinter ihm tranken aus einer Schnapsflasche. „A guats Tröpfel!“ schnalzte der eine mit der Zunge. „Ja, guat!“ lachte der andere. „Bloß net z'viel erwisch'n darfst von dem, sonst geht's dir wie dem Himmelsteiner!“

Jackl hob jäh den Kopf, als er den Namen hörte. Ohne sich umzuwenden, horchte er auf die Unterhaltung der beiden, aus der hervorging, daß sie den Himmelsteiner total betrunken vom Dorfwirtshaus nach seinem Hof geschleppt hatten.

„Mich dauert bloß dös arme Weib“, meinte der eine teilnehmend. „So jung, so schön und an solch ein'n Saufbold bunden.“

Lange noch redeten sie vom Himmelsteinerhof und den dort herrschenden Verhältnissen. Jackl aber hatte sich, ohne ein Wort zu sagen, aus der Stube gedrückt. Langsam tastete er sich in der Finsternis die kleine Leiter zum Heuboden empor und warf sich gequält in die weiche Schicht.

Als er am anderen Morgen die Augen aufschlug, drang eine Flut von rötlichem Sonnenlicht durch die Ritzen der Bretterwand. Hastig glitt er die Leiter hinunter, schlich leise durch die Sennstube und wollte eben unter die Türe treten. Da klang vom Kreister her eine leise Stimme:

„No freilich!“ Er wandte sich um und trat an das Lager der alten Resl. „Ich möcht noch naufkommen zur Höh, eh es heiß wird!“

„Und gelt, denkst net dran, was d' gestern g'hört hast!“ flüsterte Resl und sah besorgt in sein fahles Gesicht. „Weißt, ich hab dir's bloß net sag'n woll'n. Aber manchmal soll er's schon schiach treib'n, der Himmelsteiner.“

Hastig drückte Jackl der Alten die Hand, nahm sein Gewehr an sich und trat aus der Hütte.

Nach dieser regenschweren Raiennacht war ein schöner Morgen heraufgestiegen. Alles funkelte, alles lebte. Ein leichter

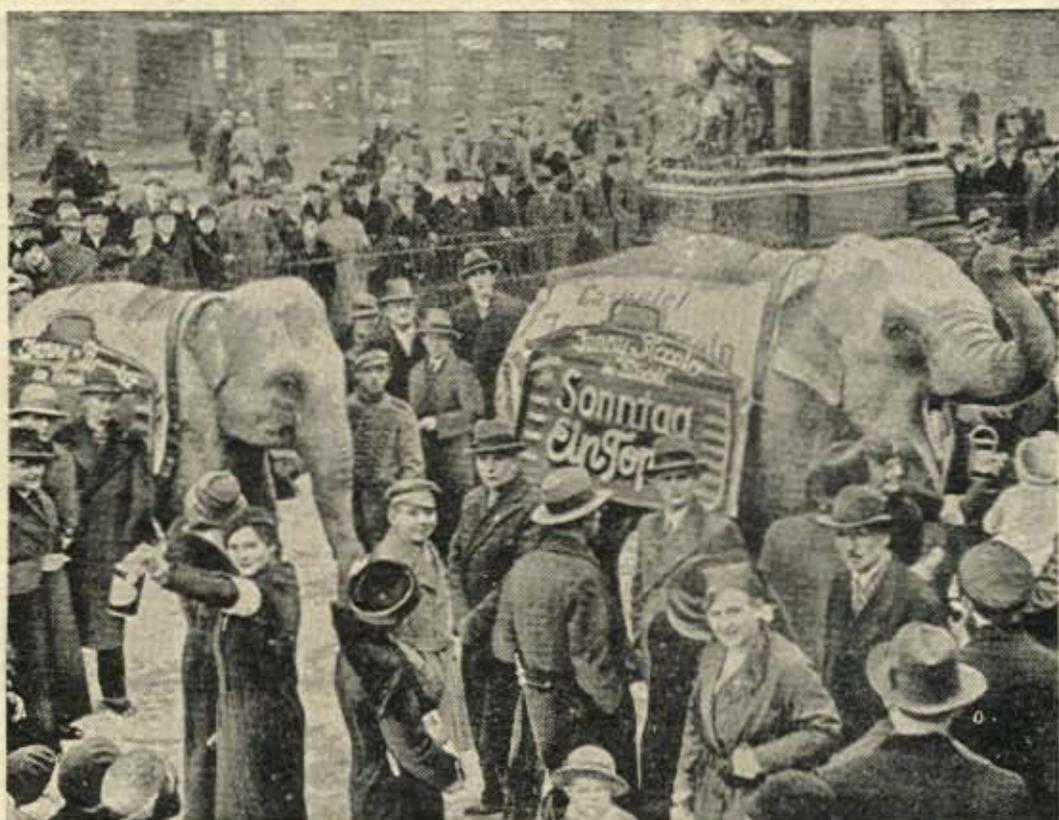
(Fortsetzung siehe Seite 6 und 7.)

Bilder aus der Heimat und aus aller Welt



Konstantin Bach †

Der weit und breit bekannte Kunstschneider Esterleins schloß am 6. Februar seine Augen für immer. Unlängst erst berichteten wir in der „D. Z.“ Näheres von seiner Person, sowie von seinen künstlerischen Fähigkeiten der Holzschnitzerei.



Elefanten im Dienste der Winterhilfe.

In Hannover warben, wie wir hier auf unserem Bilde sehen, Elefanten einer Varietétruppe für die Winterhilfe.

Jetzt wird geheiratet:

209 = +41

EHESCHLISSUNGEN IN DEUTSCHEN GROSSTÄDTEN AB 100 000 EINW.

168

AUG. BIS DEZ. 78



AUG. BIS DEZ. 110 = +32



Ehen auf 1000 Einwohner:



JAN. BIS JULI 99 = +9

Ehen unterm Weihnachtsbaum (DEZEMBER IN 1000)



1932 1933 EHESCHLISSUNGEN IN 1000



Wieder ein Luftmillionär.

Flugkapitän Viehr (unser Bild) von der Derulust hat auf der Strecke Königsberg—Moskau seinen millionsten Flugkilometer zurückgelegt. Bei seiner Landung in Königsberg wurde ihm ein festlicher Empfang bereitet und ihm die goldene Millionärnadel der Derulust überreicht.

Die Auswirkung der Ehestandsdarlehen.

Nach den Feststellungen des Statistischen Reichsamtes sind im vergangenen Jahre in den deutschen Großstädten rund 209 000 Ehen geschlossen worden, das sind 40 000 mehr als im Vorjahre. Der größte Teil dieser Eheschließungen entfällt auf die Zeit nach dem August und ist eine direkte Folge des Gesetzes zur Förderung der Eheschließungen mit den darin vorgesehenen Ehestandsdarlehen. Es ist nicht nur gelungen, die bereits katastrophale Ehemüdigkeit zu überwinden, sondern die höchste Heiratsziffer in der Zeit nach dem Kriege, von den ersten Nachkriegsjahren abgesehen, zu erreichen. Für die Bevölkerungspolitik ist damit ebenso ein entscheidender Schritt getan wie für die Arbeitsbeschaffung.



Vom Berliner Reit- und Fahrturnier.

Eine der beliebtesten Schaunummern zu dem Thema „Unsere Reichswehr“, und zwar ein Kraftschützenzug bei seinen Vorführungen, zeigen wir hier auf unserem Bilde.



Wintergelechtsübung im Harz.

Das in Goslar stationierte Jägerbataillon hielt vor kurzem, wie gemeldet, im winterlichen Harz Gefechtsübungen ab. Auf unserem Bilde sehen wir Soldaten auf Schneeschuhen und den Transport von Ausrüstungsgegenständen auf Schlitten.



Anklang der Deutschen Winterkampfspiele.
Die deutsche Meisterin im Eiskunstlauf Herber (München) verteidigte ihren Titel erfolgreich



Die schottischen Trommeln wieder in der Heimat.

Unser beistehendes Bild zeigt die Ankunft der unlängst vom Reichspräsidenten zurückgegebenen Trommeln der schottischen Gordon-Hochländer auf dem englischen Truppenübungsplatz Aldershot.

(Fortsetzung des Romans von Seite 3.)

Ostwind wehte. Die Morgenglocken klangen so weich und zart vom Dorf, als stünde der klingende Turm weit — weit in der Ferne. Mit festen Schritten strebte Jackl der Höhe zu. Vielleicht konnte er dort oben ruhiger werden, denn alles in ihm war aufgewühlt. Der Himmelsteiner ein Säuser, ein Trunkenbold! ging es ihm immer wieder durch den Kopf.

„Arme Zula! Bist auch net glücklich word'n!“ sagte er mit ungewöhnlich weicher Stimme vor sich hin.

„Arme, gute Zula!“

Da plötzlich blieb er mit einem Ruck stehen, alle quälenden Gedanken waren von ihm abgefallen.

Dort auf der Blöße äste ein Rudel Gamsen. Wie gleißendes Metall funkelten die schlanken Körperchen der stinken Tiere in der Morgensonne.

In dem Augenblick, als Jackl die Büchse an die Wange nahm, hob die erste der äsenden Gamsen den Kopf. Ein schriller, kurzer Pfif durchschnitt den stillen Morgen, und mit einem Satz flog das ganze Rudel über das klüftige Gestein, an der Spitze der Bock, der den Pfiff ausgestoßen hatte.

Mit einem kernigen Fluch startete Jackl auf das versagende Gewehr.

„Freilich! Wenn die Patronen feucht sind, kann's net geh'n.“

Es blieb ihm kein anderer Ausweg, als nach dem Boggtreuterhof zu gehen, um trockene Patronen zu holen, denn seine Jagdlust war durch den Anblick der prächtigen Gamsen geweckt worden.

So schnell ihn seine Füße trugen, eilte er auf dem kürzesten Weg nach dem Boggtreuterhof.

Zu seiner größten Verwunderung hörte er von einer Magd, daß man ihn schon seit den frühesten Morgenstunden suche. Gleich darauf trat der alte Boggtreuter unter die Türe. Aus seiner Joppe zog er ein zusammengefaltetes Papier hervor.

„Da —! A Telegramm is kemma für di!“ Von einer dunklen Ahnung erfüllt griff Jackl nach dem Papier.

Der alte Boggtreuter sah ihm nicht zu, sondern sah auf die Straße hinab zur großen Wiese, auf der die Knechte mähten. Aber als er sich umwandte und fragen wollte, was in dem Telegramm stünde, da blieben ihm unwillkürlich die Worte im Munde stecken.

Das Gesicht des Jungen hatte eine fahle Färbung und durch den schneigen Körper ging ein krampfhaftes Schütteln. Jetzt taumelte er an die Wand und drückte die Hand vor die Augen.

Mit zwei Sprüngen stand der Alte bei ihm. „Was hast denn? Was steht denn drin in dem Zettel?“

Mit einer matten Handbewegung reichte ihm Jackl das Telegramm und stürzte ins Haus.

Der Alte mußte sich auf die Hausbank setzen und schüttelte müde den schon weiß gewordenen Kopf. Und immer wieder las er die kurze Mitteilung:

„Hedwig tot. Beerdigung Samstag. Komme sofort. E. P.“

Dann stand er auf, bog den gekrümmten Rücken und wollte ins Haus. Da trat Jackl heraus.

„Laß mi den Braunen anspannen!“ sagte er mit gepreßter Stimme.

Der Alte schickte sich selber an, es zu tun. Während er von dem eisernen Haken an der Stallwand das Laufgeschirr herunternahm, fragte er über die Achsel zurück:

„Wo willst'n hin?“

„Den Mittagszug muß ich noch erwisch'n. Kannst an Knecht nach Tölz nauffschick'n um 's Geispann. Ich stell's beim Grünerbräu ein.“

Während Boggtreuter den Braunen anschnürte, zog Jackl das Laufwägel aus der Remise.

Das Gefährt wollte schon aus dem Hof, da schrie der alte Boggtreuter verzweifelt hinterdrein:

„Halt! Halt! An dem Wägel is dös rechte Borderrad net guat. Nimm a anders!!“

Aber Jackl hörte es nicht mehr.

Als er das Dorf hinter sich hatte, ließ er dem Pferd die

Zügel schießen. Weit griff der junge Braune aus, und doch ging es Jackl zu langsam.

„Hedwig tot! Tot! Tot!“ so gelte und schrie es um ihn her. Und in nagendem Schmerz riß er die Peitsche unterm Sitz hervor. Pfeifend fuhr sie durch die Luft, klatschend schlug sie auf den schweißtriefenden Rücken des Tieres, das in wilden Sätzen vorwärtsstürmte.

Jackl merkte die Schnelligkeit kaum, hörte nicht das Gerassel der Räder, nicht das Schlagen auf der rechten Borderseite. Nur eines hörte er im Geiste immer wieder: Hedwig tot! Komme sofort! Und nur eines sah er: Ein schönes, junges Weib starr und bleich im Sarge.

Wieder zischte die Peitsche durch die Luft. Wieder sprang das Pferd wild in die Stränge.

Da — plötzlich ein ruckartiges Schlagen und gleich darauf ein Bersten — ein dumpfer Angstschrei — der Wagen überstürzte sich.

In wildem Schreck raste das Pferd mit dem umgeworfenen Wagen davon. Jackl aber lag, aus einer tiefen, klaffenden Kopfwunde blutend, bewußtlos im Graben der Landstraße. Bauern, die auf dem Felde arbeiteten, eilten herbei; als sie aber sahen, daß sie nicht helfen konnten, schickten sie nach dem nahen Tölz um den Arzt.

Der ließ den Schwerverletzten sofort mit dem Sanitätsauto nach München in die Klinik bringen.

Stumm und schweigsam standen die Aerzte am Bett des Schwerverletzten, der noch immer nicht aus der Bewußtlosigkeit erwacht war.

Bedenklich sah Professor Bergmann in das bleiche, von weißen Binden fast ganz verhüllte Gesicht.

Dann ging er hinaus auf den Gang. Vier fragende Augen bohrten sich in die feinen.

„Für heute ist wohl keine Hoffnung, meine Herren, den Kranken sprechen zu können“, sagte Bergmann leise. „Es ist wohl anzunehmen, daß er erst um Mitternacht aus der Bewußtlosigkeit erwacht.“

„Wollen Sie, bitte, die Güte haben und mich dann anrufen?“ fragte Bendel, der sich in den letzten Tagen merkwürdig verändert hatte. Und er nannte ihm die Telephonnummer.

Der Arzt notierte sie und fragte: „Sind Sie der Vater?“

„Nein, der Schwiegervater; hier ist sein Vater.“

Bendel deutete auf Boggtreuter, der bisher teilnahmslos und in dumpfem Schweigen verharret hatte.

Bergmann reichte ihm die Hand. „Nur den Mut nicht sinken lassen. Ich gebe mir die erdenklichste Mühe, ihn dem Leben zu erhalten.“

Professor Bergmann geleitete die beiden bis vor das Portal und sah ihnen nach, wie sie durch den Park schritten, Bendel mit müden, kleinen Schritten, Boggtreuter breitspurig, aber mit eingezogenem Kopf.

Beide stitten, bangten um das Leben des jungen Mannes da oben.

Professor Bergmann schritt langsam den dunklen Gang zurü. Er war ein Führer auf dem Gebiete seiner Wissenschaft, aber mit diesem Patienten sah es schlimm aus.

Leise öffnete er die Tür zum Krankenzimmer und trat an das Bett.

„Sie dürfen gehen, meine Herren“, wandte er sich an die Aerzte. „Schwester Kornelius kann die Wache übernehmen. Sollte der Patient das Bewußtsein erlangen, so rufen Sie mich sofort. Ich bin nebenan im Zimmer.“

Als die Assistenten gegangen waren, fühlte Bergmann nochmals den Puls des Verletzten, sein Blick blieb an dem Trauring hängen.

„Hat man seine Frau noch nicht verständigt?“ fragte er die Schwester.

„Sie ist vor zwei Tagen beerdigt worden, Herr Professor.“

Nun konnte sich Bergmann auf den Autounfall besinnen. Ein Kollege hatte es ihm berichtet. Und mitteilidig beugte er sich über den Kranken.

„An dir ist es auch knapp vorbeigegangen“, sagte er leise. Dann verließ er das Zimmer.

Am anderen Morgen schlug Jackl erst die Augen auf.

„Wo bin ich denn?“ fragte er und wollte den Kopf heben. Schnell drückte ihn die Schwester wieder in die Kissen zurück und rief Professor Bergmann.

Dann kamen Stunden, in denen er wieder klarer denken konnte. Wie dunkle, graue Nebelschwaden zogen die Schatten der Vergangenheit an ihm vorüber. Nichts, gar nichts war da, das ihn hätte erfreuen können.

Am Nachmittag desselben Tages kamen Bendel und Boggtreuter. Jackl erschrak, als er sah, wie Bendel zusammengebrochen war. Auch sein Vater hatte alles harte in seinem Besen verloren. Seine Hände, die er auf die Bettdecke gelegt hatte, zitterten und alle seine Worte klangen weich und veröhnend. Jackl fühlte es, jetzt war die harte Rinde bei seinem Vater gesprungen. Mit tief auf die Brust gesunkenem Kopf stand Bendel da. Mit keinem Wort erwähnte er den Namen Hedwig. Der sonst so lebenslustige Mann litt unsagbar und mit bebender Stimme fragte er den eben hinzutretenden Arzt:

„Haben Sie Hoffnung, Herr Professor?“

Bergmann legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ja!“ sagte er. „Heute habe ich Hoffnung. Der junge Mann hat eine Natur wie von Stahl. Aber jetzt, meine Herren, ist die Zeit um und der Verband muß erneuert werden.“

Er geleitete sie bis zur Türe und trat dann zu Jackl an das Bett.

„Haben Sie Schmerzen, Herr Boggtreuter?“

Müde schüttelte der Angeredete den Kopf. Und als der Professor begann, den Verband abzunehmen, biß er die Lippen aufeinander. Auch beim Auswaschen der tiefen, klaffenden Wunde, die sich vom Halswirbel bis zum rechten Ohr hinzog, zuckte er mit keiner Wimper. Erst als er frisch verbunden war, seufzte er tief auf und fiel erschöpft in die Kissen zurück.

Nach acht Tagen durfte er zum ersten Male aufstehen. Als er mit Bendel und seinem Vater im Krankengarten auf und ab ging, meinte er: „Eigentlich könnten I' mich vom Krankenhaus schon rauslassen. Auf d' Füß sieh ich ja schon wieder grad.“ Und einen besorgten Blick auf Bendel werfend, setzte er hinzu: „Mir scheint, du brauchst mich notwendig im Werk, gar net gut schaut aus.“

Sein erstes war, daß er sich nach dem Waldfriedhof fahren ließ. Lange stand er vor dem mächtigen Grabstein und mit feuchten Augen sah er auf den blumengeschmückten Hügel, unter dem sein junges Weib ruhte. Mitten in der Blüte ihrer Jahre hatte sie die kalte Hand des Todes gespürt, ohne zu fragen: „Hast du dich mit deinem Manne veröhnt?“

„Herr, gib ihr die ewige Ruh!“ betete Jackl leise und verlief dann mit müden Schritten den Friedhof.

Jackl lehnte sich matt in die Polster des Wagens zurück. „Bei mir is 's vorbei mit 'm Glück!“ murmelte er.

Als er daheim in sein Zimmer ging, war eine dumpfe Leere in ihm. Stöhnend ließ er sich in einen Sessel fallen. Bald aber stand er wieder auf. Nirgends fand er Ruhe und Frieden. Von Zimmer zu Zimmer eilte er; überall das gleiche Gefühl.

Als er das Zimmer seines Schwiegervaters betrat, sah er, wie Bendel schnell vor seinen Augen etwas verbarg. Später legte er es dann in seinen Schreibtisch und schloß ihn ab.

Er glaubte, das Herz im Leibe zerpringe ihm, als er in das von Qual und Trauer entstellte Gesicht seines Schwiegervaters sah.

„Wie wär's denn, wenn du mal auf ein paar Monate auf den Boggtreuterhof gingst?“

Der gebrochene Mann nickte teilnahmslos. „Dein Vater machte mir schon den Vorschlag“, sagte er. „Ich werde auch in den nächsten Tagen abreisen. Ob es mir was hilft?“

„Freilich! Die g'funde Bergluft wird dir gut tun!“

Der Alte schüttelte gequält den Kopf. „Ein krankes Herz wird nicht mehr so leicht gesund! Und ich spür' es: bald, bald wird es aufhören zu hämmern.“

„Mein Gott, was du für Gedanken hast!“

Langsam stand Bendel auf und legte Jackl beide Hände auf die Schultern und sah ihm lange und fest in die Augen.

„Junge, ich weiß, wie es um mich steht, wenn mir's die Aerzte auch verheimlichen. Aber seit ich dich erst so richtig kennen lernte, trag ich mein Leiden leichter, denn ich habe einen würdigen Nachfolger. Ich habe auch schon alles angeordnet, wie es werden soll, denn der Tod fragt nicht: Bist du fertig? Nein, der kommt unerwartet.“

Jackl stand an einen Sessel gelehnt und wußte nicht, wie ihm geschah, als er fühlte, daß zwei Arme ihn umschlangen und ein silberweißer Kopf an seine Brust sank.

31. Kapitel.

Rum war Jackl allein. Der alte Herr weilte seit drei Wochen auf dem Boggtreuterhof.

Wie ein Wilder stürzte sich Jackl in die Arbeit. Die einzige Ablenkung in seinem einsamen Dasein war das Ehepaar Rigg. Mehrere Abende der Woche verbrachte er bei ihnen und an den Sonntagnachmittagen begleiteten sie ihn hinaus nach dem Waldfriedhof.

Allmählich begann er wieder aufzuleben und langsam kehrte das gesunde Rot in seine Wangen zurück. Doch der herbe Zug um den Mund und der schwermütige Blick der dunklen Augen blieben. Da traf ihn eine zweite Schreckensnachricht. Beim Verlassen des Zuges, der Bendel gut gekräftigt aus den Bergen zurückbrachte, wurde dieser auf dem Bahnsteig tödlich vom Schfage gerührt.

Zwei Tage ging Jackl wie irrsinnig umher, seiner Gedanken kaum mehr fähig. Bei dem Leichenbegängnis mußte ihn der alte Boggtreuter stützen. Als seine Hand die kleine Schaufel hielt, um als erster drei Schaufeln schwarzer Erde in das offene Grab zu werfen, wankte er. Dann aber saßte er sich und hob das bleiche Gesicht und biß die Zähne aufeinander.

Teilnahmslos ließ er sich von den vielen Menschen die Hand drücken und die Beileidsworte über sich ergehen.

(Fortsetzung folgt.)

De Krah' in Winter

(Nachdruck verboten.)

Eisfalt is dr Winter, jenstrim nisch wie Schnee,
verwattert jed's Steigl bis naus off dr Höh'.

Eiszappen gelitzern an de Dächer ubn dra;
an Baam knarrn de Astle. Ubn drauffigt 'ne Krah'.

Se hoct zammgehiefert in Watter un Wind,
grußmächtig ihr Hunger, weil se nährngst awos find't.

In Wald do warsch ahfam — kaa Laut, kaane Stimm'.
Weit flug se ins Fald naus — ah, Hunger s schlimm!

Ru kam se ins Dorf rei, denkt, doß se wos kriegt;
doch leer is jed's Fackl — kaa Bröckerle²⁾ siegt.

Ganz steif hebbt se's Hals, tut en'n haascherne Schrei;
es härt'n e Battelmaa — ar giecht gerod v'rbei.

„Ja, ja,“ spricht dar sachte, „e traurigs bißl Laam!¹⁾
Ich ho nisch! Du hast nisch! — Do pass'n mer zamm.“

Dr Battelmaa kradzelt — schu is'r ums Haus.
De Krah' friert un zittert, hall's v'r Költ' nimmer aus.

Bun Fald rei ward's dust'rig, die Nacht kimmt anzu.
Ru muß aah de Krah' fort — in Wald naus ze Ruh'.

Ah, wenn se aans³⁾ freegn köunt', eh' se schleest heite Nacht,
wos se bei ihrn Bettgang esu bei siech gedacht.

Ich gelaab⁴⁾ se tät sinne — tät sinne immerfort,
dann höb' se ihr Köppl, un dos wär' ihr Wort:

„Wie weit rimgef lattert. Ru t gestern — Ru t heit!
Epper sei se morgn besser — de Zeit un — — de Zeit!“

Bernh. Straßner, Velosia.

¹⁾ die Krähe; ²⁾ kein Bröckchen; ³⁾ Leben; ⁴⁾ eines, jemand; ⁵⁾ glaube.

Bilder aus der Heimat



Vor dem Postgebäude sehen wir den Postverwalter Bahlert mit seiner Familie stehen. Die Briefträger des Ortes haben sich postiert und allerhand Gäste und Ehrengäste, darunter auch der Baumeister der Oberwiesenthaler Eisenbahnlinie, hatten sich eingefunden. Mit Peitschenknall und Trari-Trara fuhr der Postwagen los und beinahe wehmütig voll verlang sein Lied im fernen Bergtal. Ein Stück Romantik aus unserem Erzgebirge ging damals zu Ende.

Das untere Bild zeigt das damalige Oberwiesenthaler Postgebäude neben dem „Deutschen Kaiser“ am Markt, den Sitz der jetzigen Oberwiesenthaler Stadtbehörde. Die alte Tor-einfahrt rechts nahm nach mühevoller Fahrt die Postkutsche auf und den Pferden wurde Hafer geschüttet, damit sie wieder Mut bekamen für ihre oft nicht leichte Arbeit des neuen Tages. In Wort und Bild sei hier dankbar der alten Oberwiesenthaler Postkutsche gedacht, bei deren Anblick in manch altem Erzgebirgler zugleich ein Stück Erinnerung lebendig wird aus längst vergangener alter, guter Zeit. S. Sell.

Die letzte Fahrt der alten Postkutsche von Cranzahl nach Oberwiesenthal

zeigen wir heute unseren Lesern im nebenstehenden Bilde. Die Einheimischen werden sofort erkennen, daß es sich bei dem damaligen Cranzahler Postgebäude, vor dem das bekränzte Gefährt steht, um das noch heute unterhalb des Bahnhofes Cranzahl stehende Haus handelt, dem Gasthof zur Bahn-Post, der jetzigen Autobus-Haltestelle. Die modernen, sauchenden Autobusse unserer Zeit halten also an heimatlicher Stätte hier. Von dem damaligen Cranzahler Postgebäude (das jetzige liegt ein wenig weiter oben, kurz hinter der Bahnbrücke, rechts) wurden die Postwagen oder der Postschlitten nach Oberwiesenthal abgelassen. Diese Postfahrten nach Oberwiesenthal, der höchstgelegenen Stadt an der sächsischen Grenze, waren umgeben von einer seltsamen Romantik. In unserer letzten Heimatblattausgabe haben wir zur Geschichte des Postamtes in Buchholz bereits darüber gelesen. Mit frohem Lied des Postillons ging die Fahrt hinauf nach Neudorf, Kretscham usw. Die Straßen waren nicht so gepflegt wie heute. Ueber Stock und Stein schaukelte die Kutsche und oft wurden die Insassen ungemütlich durcheinander gerüttelt. War der Weg zu steil, wie das kurz vor Wiesen-thal der Fall ist, dann mußten die Fahrgäste aussteigen und neben der Kutsche herlaufen, denn ein guter Postillon hält auf seine Pferde und schon sie. Viel lieber läßt er die Demoißelles und die feinen Herrchen — seine Fahrgäste — laufen, als daß er seine Kappen dampfen läßt. Oft aber ließen die Fahrgäste gern auch von selbst. Vor allem war das im Winter der Fall. Es war oft so bitterkalt in der natürlich ungeheizten Postkutsche, die keinen Vergleich mit den modernen Omnibussen aushieft, daß man gern die steifen Glieder ein wenig in Bewegung brachte und in „Dopauers Gasthof“ auch innerlich ein wenig mit einem ordentlichen Glühwein nachheizte.

Und als die alte Postkutsche von Cranzahl nach Oberwiesenthal zum letzten Male verkehrte, als nämlich inzwischen die Schmal-spurbahn nach Oberwiesenthal fertiggestellt war, da nahm man wehmütig von ihr Abschied. Wir sehen es auf unserem Bilde hier. Geschmückt und mit Kränzen behanger fuhr die alte Postkutsche von Cranzahl ab.



Eine alte „D. Z.“-Abonnentin in Rittersgrün.

Frau Friederike verm. Weigel geb. Mildner war es durch Gottes große Güte vergönnt, in diesen Tagen ihren 80. Geburtstag zu feiern. Sie wurde am 1. Februar 1854 in Fällbach bei Sosa geboren, verheiratete sich später mit dem Tischlermeister Clemens Weigel in Rittersgrün, den sie am 24. Dez. 1917 durch den Tod verlor. Trotz vieler Mühe und Arbeit war es ihr vergönnt, ihren Geburtstag in körperlicher und geistiger Frische im Kreise von 9 Kindern, 16 Enkeln und 1 Ur-enkel zu begehen. Täglich nimmt sie noch an den Neuigkeiten der „Obererzgebirgischen Zeitung“ regen Anteil und ist ganz besonders über die illustrierten Heimatblätter erfreut. — Wir wünschen der treuen Leserin in Rittersgrün einen recht segneten Lebensabend.



„Es freut sich jung! Es freut sich alt!“

Dies der Tagespruch, unter dem am 30. Januar unser auf dem Kamme des Erzgebirges unmittelbar an der Grenze liegendes R ü h n h a i d e stand. O, es hatte einst keinen guten Ruf. So manchem kam lindes Grauen an, wenn er nur den Namen hörte. Die Ergebnisse an den Wahltagen waren ganz trostlos: KPD. war Trumpf. Die Arbeitslosen-ziffer war die höchste von allen Orten der engeren und weiteren Heimat. Gewagt war einst, hier aufzurufen zum Kampf für Hitler und Deutschland. Gewagt war, Braunhemd und Hakenkreuz zu tragen. Und heute! Grundlegenden Wandel im Denken und Sinnen danken wir in erster Linie mit dem ganz groß durchgeführten Winterhilfswert. Der Unterschied zwischen den sozialen Phrasen der kommunistischen Hauptschreier und unserer sozialen Großtat wirkte schlagartig und tiefgehend, daß schon der 12. November der Entscheidungstag war. An diesem Tage stand unser Gebirgsdorf unter dem Hakenkreuzbanner. Ein Freudentag war der 30. Januar 1934 für unsere Schuljugend! Die Ortsführung des WSW. ließ jedem Schulbus und Mädels einen Stollen aushändigen, das war ein Jubel. In heißer Freude strahlten die Gesichter, besonders bei den Kleinen. Und an der Freude dieser Kinderscharen entzündete sich die Freude der Eltern und Alten. Schaut, wie nebenstehend auf dem Bilde unten der alte Großvater, die Großmutter freudig ihre Kohlen- u. Lebensmittelgutscheine betrachten. Eine derartige Hilfe haben sie in ihrem Leben nicht erfahren. 388 Ztr. Kohlen u. 580 K in Lebensmittel-Gutscheinen kamen zur Verteilung. Für uns Grenzdrörfte ist die Bedeutung des WSW. um so klarer, weil jeder Blick über die Grenze uns die schwere Not, das bittere Ringen der Bewohner unseres Nachbarorfes Rie-nheid um ein Laib Brot, um das Notdürftaste, deutlich und offen zeigt. (Nebensteh. 2 Bilder.)

